

Leseprobe aus:

Gary Shteyngart

Kleiner Versager



GARY SHTEYNGART
Kleiner Versager



Aus dem Englischen von Mayela Gerhardt

Rowohlt

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
«Little Failure. A Memoir» bei Random House, New York.

Redaktion Mirjam Madlung

1. Auflage August 2015

Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

«Little Failure» Copyright © 2014 by Gary Shteyngart

Die Übersetzung der auf Seite 238 zitierten Passage aus «1984» von George Orwell stammt von Michael Walter (Ullstein Verlag).

Die Übersetzung der auf Seite 379 f. zitierten Passage aus «Handbuch für den russischen Debütanten» von Gary Shteyngart stammt von Christiane Buchner und Frank Heibert (Berlin Verlag).

Satz Adobe Garamond PostScript, InDesign,

bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 498 06432 7

Für meine Eltern – die Reise ist nie zu Ende.
Für Dr. med. Dr. phil. Richard C. Lacy

1. Die Kirche und der Hubschrauber



Während einer einsamen Lebensphase, 1995–2001. Der Autor versucht, eine Frau zu umarmen.

Ein Jahr nach meinem College-Abschluss arbeitete ich im gewaltigen Schatten des World Trade Centers in Manhattan, und während meiner ausufernden vierstündigen Mittagspause aß und trank ich mich täglich an den beiden Riesen vorbei – den Broadway rauf, die Fulton Street runter und bis zum Strand Book Annex. Im Jahr 1996 lasen die Menschen noch Bücher, und der legendäre Strand Bookstore konnte sich noch eine Filiale im Financial District leisten. Will sagen, man traute damals Börsenmaklern, Sekretärinnen, Regierungsbeamten – *jedem* – eine Art Seelenleben zu.

Im Jahr davor hatte ich versucht, für eine Bürgerrechtskanzlei als Rechtsassistent zu arbeiten, aber das war nichts. Die Stelle bedeutete viel Kleinstarbeit, deutlich mehr, als ein

nervöser junger Mann mit Pferdeschwanz, minderschwerem Drogenproblem und einem Hanfstecker auf der Pappkrawatte bewältigen konnte. Nie war ich näher dran, den Traum meiner Eltern von einem Anwaltssohn zu erfüllen. Wie die meisten sowjetischen Juden, wie die meisten Einwanderer aus kommunistischen Ländern waren meine Eltern zutiefst konservativ und gar nicht angetan von meinen vier Jahren auf dem liberalen Oberlin College, wo ich marxistische Gesellschaftslehre und Bücherschreiben studierte. Bei seinem ersten Besuch auf dem Oberlin stand mein Vater mitten auf einer riesigen Vagina, die von der Vertretung schwuler, lesbischer und bisexueller Studenten auf den Hof gemalt worden war; das um ihn herum anschwellende Getuschel und Gezischel nahm er gar nicht wahr, während er mir die Unterschiede zwischen Laserdruckern und Tintenstrahldruckern darlegte, vor allem die Preisunterschiede zwischen den Druckerpatronen. Ich glaube, er hielt das Gemälde für einen Pfirsich.

Das Examen machte ich mit Auszeichnung, wodurch mein Ansehen bei Mama und Papa etwas stieg, aber im Gespräch ließen sie deutlich durchblicken, dass ich sie nach wie vor enttäuschte. Weil ich als Kind kränklich war und mir dauernd die Nase lief (auch als Erwachsener noch), nannte mich mein Vater *sopljak* oder Rotznase. Meine Mutter entwickelte eine interessante Mischung aus Englisch und Russisch und bastelte sich den Ausdruck *failurtschka*: kleiner Versager. Ihr Wort schaffte es in das schwülstige Romanmanuskript, das ich damals in meiner Freizeit tippte und dessen Eingangskapitel kurz darauf vom renommierten Studiengang Kreatives Schreiben an der Universität Iowa abgelehnt werden sollte. Was mir zeigte, dass nicht nur meine Eltern nichts von mir hielten.

Als meine Mutter begriff, dass aus mir nie etwas Anständiges werden würde, ließ sie ihre Beziehungen spielen, wie es

nur eine jüdisch-russische Mama kann, und besorgte mir einen Job als festangestellter «Redakteur» bei einer Beratungsstelle für Immigranten in Manhattan, wo ich im Schnitt eine halbe Stunde pro Jahr zu tun hatte; meistens musste ich Broschüren korrigieren, die russische Neuankömmlinge über das Wundermittel Deodorant und die Gefahren von Aids aufklärten und für die subtile Befriedigung warben, sich auf amerikanischen Partys *nicht* die Hucke vollzusaufen.

In der übrigen Zeit soff ich mir mit meinen russischen Kollegen auf diversen amerikanischen Partys die Hucke voll. Schließlich wurden wir allesamt gefeuert, aber vorher konnte ich noch große Teile meines ersten Romans schreiben und wieder umschreiben und in einer Kneipe namens Blarney Stone, wenn ich mich nicht irre, die irischen Freuden eines Gin Martini zu Corned Beef mit Kohl kennenlernen. Um zwei Uhr nachmittags lag ich auf meinem Schreibtisch und ließ stolze irische Kohlfürze fahren, benebelt von überaus romantischen Gefühlen. Aus dem Briefkasten des robusten Kolonialhäuschens meiner Eltern in Little Neck, Queens, quollen die Überreste des amerikanischen Traums, den sie für mich geträumt hatten: nette Broschüren für Aufbaustudiengänge, in absteigender Qualität – von der Harvard Law School über die Fordham Law School, die John F. Kennedy School of Government (fast wie ein Jurastudium, aber eben nur fast), das Cornell Department of City and Regional Planning bis hin zur düstersten Aussicht einer jeden Einwandererfamilie: dem Master-Studiengang Kreatives Schreiben an der Universität Iowa.

«Aber was für ein Beruf ist das – Schriftsteller?», wollte meine Mutter wissen. «Das willst du werden?»

Das will ich werden.

A handwritten signature in black ink, consisting of a horizontal line followed by a stylized, cursive flourish.

Im Strand Book Annex stopfte ich meinen Beutel voll mit Taschenbüchern zum halben Preis, stöberte die ausrangierten Rezensionsexemplare durch und hielt dabei Ausschau nach jemandem wie mir hinten auf dem Buchumschlag: junger Flaneur mit Ziegenbart, verzweifelt urban, besessen von allem, was nach Orwell und Dos Passos riecht, bereit für einen nächsten Spanischen Bürgerkrieg, könnten sich die launischen Spanier nur endlich dazu aufraffen. Und wenn ich einen solchen Doppelgänger fand, hoffte ich inbrünstig, dass seine Texte nichts taugten. Denn der Veröffentlichungskuchen gab nicht unendlich viel her. Die blaublütigen amerikanischen Verleger wie jene vom Verlagshaus von und zu Random würden meine übereifrige Einwandererprosa durchblättern und dann einen Trottel von der Brown University begünstigen, dessen Auslandsstudium in Oxford oder Salamanca ihm den blassen Teint beschert hatte, den man für einen gut verkäuflichen Bildungsroman brauchte.

Nachdem ich dem Strand Book Annex sechs Dollar überlassen hatte, rannte ich zurück ins Büro und verschlang die zweihundertvierzig Romanseiten meines Konkurrenten in einem Rutsch, während sich meine russischen Kollegen im Büro nebenan mit ihrer wodkaeligen Lyrik überbrüllten. Verzweifelt suchte ich nach schlampig gebauten Sätzen oder Schreibkursklischees. Nach Beweisen dafür, dass sein Werk schlechter war als jenes, das in meinem Bürocomputer heranreifte (idiotischer Arbeitstitel: *Die Pyramiden von Prag*).

Eines Tages, ich hatte eben mit zwei Portionen Vindaloo von der Wall Street ein Desaster in meinem Magen heraufbeschworen, stürmte ich in die Kunst- und Architekturabteilung des Strand Book Annex. Mein damaliges Jahresgehalt von neunundzwanzigtausend Dollar passte leider nicht zu dem gediegenen Preisschild auf dem Band mit Aktzeichnungen von Egon Schiele. Doch es war kein melancholischer Ös-

terreicher, der den besoffenen und bekiffenen Stadtgorilla, in den ich mich grade verwandelte, völlig aus dem Gleichgewicht brachte. Nicht die attraktiven teutonischen Nackten zogen mich zurück an den trostlosen Ort.

Das Buch hieß *Sankt Petersburg: Architektur der Zaren*, und die barocken Blautöne der Smolny-Kathedrale sprangen mir vom Buchdeckel entgegen. Ein drei Kilo schwerer Hochglanz-Coffetable-Bildband. Und das war bereits das erste Problem.

Die Frau, in die ich damals verknallt war, kam auch vom Oberlin («Liebe, wen du kennst», lautete meine provinzielle Theorie) und hatte ihr Urteil über den Inhalt meiner Bücherregale bereits gefällt: zu viel Leichtes und zu viel Männliches. Immer wenn sie in meine neue Einzimmerwohnung in Brooklyn kam und ihre hellen Midwest-Augen die Reihen meiner literarischen Armee nach einer Tess Gallagher oder Jeanette Winterson absuchten, wollte ich unbedingt ihren Geschmack treffen – und als Begleiterscheinung den Druck ihres rasiermesserscharfen Schlüsselbeins an meinem spüren. Hoffnungslos bemüht stellte ich meine Oberlin-Lektüre – wie Tabitha Konogos *Squatters and the Roots of Mau Mau* – neben neu entdeckte Perlen feministischer Ethnologie, beispielsweise Lois-Ann Yamanakas *Wild Meat and the Bully Burgers*, für mich der Inbegriff des hawaiianischen Entwicklungsromans. (Irgendwann sollte ich ihn mal lesen.) Würde ich die *Architektur der Zaren* kaufen, müsste ich sie vor dieser jungen Frau in einem meiner Schränke verstecken, gut getarnt hinter Kakerlakenfallen und Flaschen billigen GEORGI-Wodkas.

Abgesehen davon, dass ich vor meinen Eltern als Versager dastand und *Die Pyramiden von Prag* einfach nicht fertig bekam, war meine größte Sorge die Einsamkeit. Meine erste richtige Freundin, ein attraktives lockiges hellhäutiges Mäd-

chen aus North Carolina, eine Kommilitonin vom Oberlin, war in den Süden gezogen, um mit einem gutaussehenden Schlagzeuger in seinem Minibus zu leben. Nach meinem College-Abschluss sollte ich vier Jahre verbringen, ohne ein Mädchen auch nur zu küssen. Brüste, weibliche Hinterteile und die Worte «Ich liebe dich, Gary» lebten nur noch in meiner abstrakten Erinnerung fort. Bis auf Widerruf bin ich für den Rest des Buchs in alles und jeden total verknallt.

Und dann war da noch das Preisschild an der *Architektur der Zaren* – von fünfundneunzig auf sechzig Dollar herabgesetzt –; dafür könnte ich mir im Haus meiner Eltern knapp dreiundvierzig Hühnerkoteletts leisten. Wenn es um Finanzielles ging, war meine Mutter herzlich, aber hart. Als ihr kleiner Versager eines Abends zum Essen kam, überreichte sie ihm eine Packung «Kiewer Koteletts» – mit Butter gefüllte Hühnerkoteletts. Ich nahm sie dankbar entgegen, doch Mama teilte mir mit, jedes Kotelett koste «ungefähr einen Dollar vierzig». Ich wollte ihr für die vierzehn Koteletts siebenzehn Dollar geben, aber sie knöpfte mir volle zwanzig ab; immerhin bekam ich als Dreingabe noch eine Rolle Frischhaltefolie, um das Geflügel einzuwickeln. Ein Jahrzehnt später, nachdem ich meinen Alkoholkonsum etwas eingedämmt hatte, würde mich das Wissen, dass mir meine Eltern nicht zur Seite standen und ich das Leben grimmig und allein anpacken musste, zu einem beängstigenden Arbeitspensum antreiben.

Ich blätterte die monumentale *Architektur der Zaren* durch, betrachtete die vertrauten Wahrzeichen meiner Kindheit und empfand die vulgäre Nostalgie, die *poschlost*, die Nabokov so verachtete. Da war der Triumphbogen des Generalstabsgebäudes mit seiner gewundenen Geometrie, der zum Schlossplatz mit den cremigen Gebäuden führt. Der Schlossplatz mit dem cremigen Winterpalast, aufgenommen von der glor-

reichen goldenen Spitze der Admiralität; die glorreiche goldene Spitze der Admiralität, aufgenommen vom cremigen Winterpalast, Winterpalast *und* Admiralität, aufgenommen von der Ladefläche eines Bierwagens und so weiter und so fort, in einer endlosen touristischen Spirale.

Ich sah mir Seite neunzig an.

«Ginger Ale im Schädel», so beschrieb Tony Soprano seiner Psychiaterin die ersten Anzeichen einer Panikattacke. Trockenheit und Nässe gleichzeitig, aber alles an den falschen Stellen, als hätten Achselhöhlen und Mund einen Kulturaustausch vereinbart. Der Film, den man eben gesehen hat, wird durch einen anderen ersetzt, das Gehirn muss ständig umspringen – auf ungewohnte Farben, fremdartige, bedrohliche Gesprächsfetzen. *Wieso sind wir plötzlich in Bangladesch?*, fragt der Verstand. *Seit wann gehören wir zur Marsmission? Warum schweben wir auf einer schwarzen Pfefferwolke dem NBC-Regenbogen entgegen?* Dazu noch die Vorstellung, dass der nervös zuckende Körper nie wieder zur Ruhe kommt oder – im Gegenteil – viel zu schnell die ewige Ruhe findet, sprich, *das Bewusstsein verliert und stirbt* – und schon hat man alle Zutaten für einen hyperventilierenden Kollaps beisammen. Genau das erlebte ich.

Und worauf startete ich, während mein Hirn in seiner harten Schale herumkullerte? Auf eine Kirche. Die Tschesmenker Kirche an der Uliza Lensowjeta (Leningrad-Sowjet-Straße) im Moskowski-Bezirk jener Stadt, die früher einmal Leningrad hieß. Acht Jahre später sollte ich sie in einem Artikel für die Zeitschrift *Travel + Leisure* folgendermaßen beschreiben:

Die himbeerrot und weiß gestreifte Konfektschachtel der Tschesmenker Kirche ist ein schrilles Beispiel russischer Neogotik und sticht durch ihre Lage zwischen

dem scheußlichsten Hotel der Welt und einem ganz besonders grauen sowjetischen Wohnblock umso stärker hervor. Das Auge rotiert angesichts der blendenden Selbstverliebtheit, der irren Ansammlung zuckergussüberzogener Türmchen und Zinnen. Zum Reinbeißen. Diese Kirche ist mehr Backwerk als Bauwerk.

Doch 1996 war ich noch nicht in der Lage, geistreiche Prosa zu verfassen. Noch hatte ich keine zwölf Jahre Psychoanalyse mit vier Sitzungen pro Woche hinter mir, die ein geschmeidiges rationales Wesen aus mir machen würde, das fast jeden Schmerzquell zu quantifizieren, katalogisieren und geschickt zu umschiffen weiß – bis auf einen. Ich betrachtete die zierliche Kirche: Der Fotograf hatte sie mit zwei Bäumen eingerahmt, und vor dem putzigen kleinen Eingang lag der schlaglöcherdurchsetzte Asphalt. Sie ähnelte einem Kind, das sich für einen festlichen Anlass zu fein gemacht hat. Oder einem kleinen Versager mit rotem Gesicht und Bauchansatz. Sie sah so aus, wie ich mich fühlte.

Ich versuchte, meine Panikattacke in den Griff zu kriegen. Mit schweißnassen Händen legte ich das Buch zurück. Ich dachte an das Mädchen, in das ich verknallt war – die nicht eben zartbesaitete Zensorin meiner Bücherregale und meines Geschmacks; ich dachte daran, dass sie größer war als ich, und an ihre grauen geraden Zähne, die ebenso entschlossen wirkten wie alles an ihr.

Und dann dachte ich überhaupt nicht mehr an sie.

Die Erinnerungen standen Schlange. Die Kirche. Mein Vater. Wie sah Papa aus, als wir jünger waren? Ich sah die mächtigen Brauen, den fast sephardischen Teint, die gequälte Miene eines Menschen, dem das Leben übel mitgespielt hat. Aber nein, das war ja mein Vater der Gegenwart. Wenn ich an meinen frühen Vater dachte, den *vor* unserer Einwande-

rung, dann konnte ich mich in seiner bedingungslosen Liebesonne. Ich erinnerte mich an einen unbeholfenen, kindlich-fröhlichen Mann, der sich freute, einen kleinen Kumpel namens Igor zu haben (mein russischer Name vor «Gary»), seinen Igorjotschik, der weder Vorurteile hat noch Antisemit ist, einen kleinen Gefährten im Kampf – erst gegen die Erniedrigungen der Sowjetunion und später gegen die der Auswanderung nach Amerika, der großen Entwurzelung aus Sprache und gewohnter Umgebung.

Da ist er, der frühe Vater mit seinem Igorjotschik, und gerade sind wir zu der Kirche aus dem Buch gegangen! Das vergnügte himbeerrote Eiskonfekt der Tschesmensker Kirche, nur fünf Straßen von unserer Leningrader Wohnung entfernt, ein rosarotes barockes Kleinod inmitten der vierzehn Beige-Schattierungen der Stalin-Ära. Zu Sowjetzeiten war es keine Kirche, sondern ein Marinemuseum zu Ehren der siegreichen Seeschlacht bei Çeşme im Jahr 1770 – wenn mich meine Erinnerung nicht trügt (möge sie mich bitte nicht trügen) –, bei der die orthodoxen Russen die türkischen Huren söhne erledigten. Das Innere des Gotteshauses (heute ist es wieder eine geweihte Kirche) war ein Traum für kleine Jungen – bis oben hin vollgestopft mit Modellen prachtvoller Kriegsflotten des 18. Jahrhunderts.



Lasst mich noch einen Augenblick beim Thema «Der frühe Vater und die Türken» bleiben. Dazu erstmal ein paar grundlegende Vokabeln: *Datscha* ist das russische Wort für Wochenend- oder Sommerhaus, aber aus dem Mund meiner Eltern klang es wie «Gottes barmherzige Gnade». Kaum hatte sommerliche Wärme den Würgegriff des eisigen Leningrader Winters und laschen Frühlings gelockert, schleppten

mich meine Eltern von einer Datscha zur nächsten, kreuz und quer durch die damalige Sowjetunion: ein pilzreiches Dorf in der Nähe von Daugavpils in Lettland; das anmutig bewaldete Sestrorezk am Finnischen Meerbusen; das berüchtigte Jalta auf der Krim (wo Stalin, Churchill und Roosevelt eine Art Grundstücksdeal einfädelten); Sochumi, heute ein heruntergekommener Urlaubsort am Schwarzen Meer in einer abtrünnigen Region Georgiens. Mir wurde beigebracht, vor der Sonne auf die Knie zu fallen, vor der Lebensspenderin, die Bananen gedeihen ließ, und ihr für jeden ihrer grausam brennenden Strahlen zu danken. Wie lautete Mutters liebster Kosename für mich? Kleiner Versager? Nein! *Solnyschko*. Kleiner Sonnenschein.

Fotografien aus jener Ära zeigen ein Gruppe müder Frauen in Badeanzügen und einen Jungen, der aussieht wie Marcel Proust und die Warschauer-Pakt-Variante einer Speedo-Badehose trägt (das wäre dann ich); sie starren geradeaus in die grenzenlose Zukunft, während ihnen das Schwarze Meer sanft die Füße kitzelt. Ein sowjetischer Urlaub war beileibe kein Zuckerschlecken. Auf der Krim standen wir in aller Herrgottsfrühe auf und reihten uns in die Schlange für Joghurt, Kirschen und sonstige Lebensmittel ein. Die KGB-Obersten und Parteibonzen in ihren schicken Strandhäusern machten sich ein laues Leben, während wir anderen mit mattem Blick in der elenden Sonne standen, um einen Brotlaib zu ergattern. In dem Jahr hatte ich ein Haustier, einen knallbunten mechanischen Aufziehhahn, den ich stolz jedem in der Schlange präsentierte. «Er heißt Pjotr Petrowitsch *Hahn*witsch», verkündete ich ungewohnt großspurig. «Wie ihr seht, humpelt er, weil er im Großen Vaterländischen Krieg verwundet wurde.» Meine Mutter befürchtete, es könnten auch Antisemiten in der Kirschenschlange stehen (denn auch die müssen essen), und zischte mir zu, ich solle

leise sein, sonst gäbe es nachher kein Rotkäppchen-Konfekt zum Nachtsch.

Ob mit oder ohne Konfekt, mein invalider Vogel Pjotr Petrowitsch Hahnowitzsch brachte mich immer wieder in die Bredouille. Er erinnerte mich an mein Leben in Lenin-grad, das hauptsächlich daraus bestand, allmählich an Winterasthma zu ersticken, wobei ich reichlich Zeit hatte, Kriegsromane zu lesen und davon zu träumen, wie Pjotr und ich in Stalingrad unseren Anteil an Deutschen zur Strecke brachten. Der Hahn war schlicht mein bester und einziger Freund auf der Krim, und niemand konnte uns trennen. Als der freundliche ältere Besitzer der Datscha, in der wir wohnten, Pjotr in die Hand nahm, sein Hinkebein streichelte und murmelte: «Schauen wir doch mal, ob wir den kleinen Kerl nicht repariert kriegen», entriss ich ihm den Hahn und schrie: «Du Fiesling, du Schuft, du Dieb!» Daraufhin flogen wir hochkant aus der Datscha und mussten fortan in einer Art unterirdischer Hütte hausen. Dort wollte ein schwächlicher dreijähriger Ukrainer ebenfalls mit meinem Hahn spielen, was ähnliche Folgen hatte. Diesem Zwischenfall verdanke ich die einzigen ukrainischen Worte, die ich beherrsche: «*Ty chlopez menja bjosch!*» («Du Junge haust mich!») Auch in der unterirdischen Hütte blieben wir nicht lang.

In besagtem Sommer war ich nervlich wohl etwas angespannt, gleichzeitig aber verzaubert und verwirrt von der sonnigen südlichen Landschaft und vom Anblick der gesunden, starken Körper, die in voller slawischer Pracht um mich und meinen kaputten Hahn herumturnten. Ohne dass ich es ahnte, steckte auch meine Mutter mitten in einer Krise; sie rang mit sich. Sollte sie bei meiner kranken Großmutter in Russland bleiben oder sie für immer verlassen und nach Amerika auswandern? Die Entscheidung wurde ihr in einem schmierigen Lokal auf der Krim abgenommen. Über einem

Teller Tomatensuppe erzählte eine stämmige Frau aus Sibirien, wie ihr achtzehnjähriger Sohn nach der Einberufung bei der Roten Armee grundlos grün und blau geprügelt worden war, was ihn eine Niere gekostet hatte. Die Frau zeigte meiner Mutter ein Foto ihres Jungen. Er sah gewaltig aus, wie ein mit einem Ochsen gekreuzter Elch. Meine Mutter warf bloß einen Blick auf diesen gefällten Riesen und einen weiteren auf ihren schwächtigen, keuchenden Sohn, und wenig später saßen wir schon in einem Flugzeug Richtung Queens. Hahnowitzsch mit seinem traurigen Hinkebein und dem prächtigen roten Kamm blieb das einzige Opfer der Roten Armee.

Doch wen ich in jenem Sommer wirklich vermisste – deshalb auch meine Gewaltausbrüche gegenüber großen und kleinen Ukrainern –, war mein wahrer bester Freund. Mein Vater. Alle anderen Erinnerungen sind bloß die Soufflierkarten für ein mächtiges Bühnenbild, das sich wie der Rest der Sowjetunion längst in Luft aufgelöst hat. Manchmal frage ich mich, ob irgendetwas davon tatsächlich passiert ist. War das wirklich der junge Genosse Igor Shteyngart, der an der Schwarzmeerküste entlangkeuchte, oder ein anderer eingebildeter Kranker?

Sommer 1978. Damals lebte ich nur für die lange Schlange vor der Telefonzelle mit der Aufschrift LENINGRAD (verschiedene Telefonzellen für verschiedene Städte), um die undeutlich knackende Stimme meines Vaters zu hören, die sich den Weg durch alle technischen Probleme des Landes hindurch bahnte, vom gescheiterten Atomwaffenversuch in der kasachischen Steppe bis zum jämmerlich blökenden Ziegenbock im nahen Weißrussland. Damals verband das Versagen uns alle miteinander. Die ganze Sowjetunion wurde langsam ausgeblendet. Mein Vater erzählte mir Geschichten durchs Telefon. Bis heute halte ich das Gehör für den stärksten meiner fünf Sinne, weil ich mich damals während der

Schwarzmeerurlaube so sehr anstrengen musste, um ihn zu verstehen.

Die Gespräche sind Vergangenheit, aber einen seiner Briefe habe ich noch. Geschrieben in der ungelungen kindlichen Handschrift meines Vaters, der typischen Schrift eines sowjetischen Ingenieurs. Der Brief hat überdauert, weil viele Menschen es so wollten. Wir sind eigentlich kein besonders sentimentaler Menschenschlag, hoffe ich jedenfalls, aber wir wissen fast beängstigend genau, wie viel wir aufheben können, wie viele zerknitterte Schriftstücke ein Wandschrank in Manhattan eines Tages fassen kann.

Ich bin ein fünfjähriger Junge in einer unterirdischen Ferienunterkunft und halte diesen heiligen hingekritzelten Brief in den Händen, die dicht gedrängten kyrillischen Schriftzeichen mit durchgestrichenen Wörtern dazwischen, und während ich sie laut lese, verliere ich mich in der Ekstase der Verbindung.

Guten Tag, mein lieber kleiner Sohn.

Wie geht es dir? Was machst du? Hast du vor, den «Bärenberg» zu besteigen? Und wie viele Handschuhe hast du im Meer gefunden? Hast du schon schwimmen gelernt, und wenn ja, planst du fortzuschwimmen, in die Türkei?

Hier mache ich eine Pause. Keine Ahnung, was es mit diesen Meereshandschuhen auf sich hat, und ich erinnere mich nur vage an den «Bärenberg» (der Everest war es jedenfalls nicht). Aber was soll der letzte Satz? In die Türkei fortschwimmen? Die Türkei liegt zwar jenseits des Schwarzen Meers, aber wir sind in der Sowjetunion und können natürlich nicht dorthin, weder mit dem Dampfschiff noch im Delfinstil. Schwingt da etwas Subversives im Ton meines Vaters mit? Oder spielt er auf seinen sehnlichsten Wunsch an, meine Mutter möge end-

lich nachgeben und der Emigration in den Westen zustimmen? Oder bezieht er sich unbewusst auf die eben erwähnte Tschesmensker Kirche, die «mehr Backwerk als Bauwerk» ist und an Russlands Sieg über die Türken erinnert?

*Kleiner Sohn, in ein paar Tagen sehen wir uns schon wieder, sei nicht einsam, benimm dich anständig, hör auf deine Mutter und deine Tante Tanja.
Küsse, Papa.*

Sei nicht einsam? Wie könnte ich ohne ihn denn *nicht* einsam sein? Und sagt er etwa, dass auch er einsam ist? Aber natürlich! Und als wollte er den Schlag abmildern, finde ich unter dem Brieftext das, was ich am allerliebsten mag, noch lieber als Marzipan mit Schokoladenüberzug, das mich zu Hause in Leningrad so begeistert: eine illustrierte Abenteuergeschichte von meinem Vater! Ein Thriller im Stil Ian Flemings, versehen mit ein paar persönlichen Elementen zur Freude eines gewissen kleinen Jungen. Sie beginnt so:

Eines Tages lief in [dem Ferienort] Hursuf [wo ich gerade an Wangen und Armen Farbe bekomme] ein U-Boot namens Arzum aus der Türkei ein.

Mein Vater hat ein U-Boot mit Periskop gezeichnet, das auf einen phallischen Berg auf der Krim zusteuert, der wahlweise von Bäumen bewachsen oder mit Sonnenschirmen gespickt ist – schwer zu sagen. Die Zeichnung ist primitiv, aber das ist das Leben in unserer Heimat ja auch.

Zwei Marinesoldaten mit Tauchgeräten verließen das Boot und schwammen auf die Küste zu.

Die Invasoren ähneln aufgrund der breiten Strichführung meines Vaters eher watschelnden Stören, aber die Türken sind schließlich nicht für ihre Leichtfüßigkeit bekannt.

Von unseren Grenzposten unbemerkt, huschten sie in die Berge, in den Wald.

Die Türken – sind es wirklich Türken oder vielleicht amerikanische Spione, die die Türkei nur als Stützpunkt nutzen? (Himmel, ich bin noch nicht mal sieben Jahre alt und habe schon *so viele Feinde!*) – besteigen tatsächlich den sonenschirmgespickten Berg. Noch eine Anmerkung: «von *unseren* Grenzposten». Ein kleiner Taschenspielertrick meines Vaters; die letzten dreißig Jahre hat er die Sowjetunion so inbrünstig gehasst, wie er Amerika die nächsten dreißig Jahre lieben wird. Doch noch haben wir das Land nicht verlassen. Und ich als glühender Verehrer der Roten Armee, des roten Pionierhalstuchs, überhaupt aller roten Dinge, darf noch nicht wissen, was mein Vater weiß – dass nichts von dem, was mir am Herzen liegt, wahr ist.

Er schreibt weiter:

Am nächsten Morgen entdeckten die sowjetischen Grenzposten frische Fußspuren am Strand des Puschkin-Sanatoriums und alarmierten die Grenzwache, die ihre Spürhündin aussandte. Rasch entdeckte sie die beiden Tauchgeräte unter den Felsen. Die Sache war glasklar: der Feind! «Such!», befahlen die Grenzposten, und die Hündin rannte schnurstracks auf das Internationale Pionierlager zu.

Ach, was gäbe ich nicht für einen kleinen Hund, so einen süßen, flauschigen, wie ihn der Stift meines Vaters jetzt den

übergewichtigen amerikanischen Türken auf den Hals hetzt. Aber meine Mutter hat mit mir schon alle Hände voll zu tun, ein Haustier kommt gar nicht in Frage.

Fortsetzung folgt – zu Hause.

Fortsetzung folgt? Zu Hause? Wie grausam. Wie soll ich jetzt erfahren, ob die tapfere sowjetische Grenzwachhündin und ihre schwer bewaffneten Herrchen den Feind aufspüren und ihm verpassen, was ich jedem unserer Feinde wünsche? Nämlich einen langsamen, qualvollen Tod. Nur damit geben wir uns hier in der UdSSR zufrieden. Tod den Deutschen, Tod den Faschisten, Tod den Kapitalisten, Tod den Feinden des Volkes! Wie ich schon in diesem lachhaft jungen Alter koche vor Wut und hilflosem Ärger! Und jetzt spule man bis zum Jahr 1996 vor, zum jungfräulichen Futon in meiner kakerlakenverseuchten Einzimmerwohnung in Brooklyn, zur betrunkenen Beratungsstelle für Immigranten in Manhattan, zum Strand Book Annex, und siehe da: Ich bin immer noch randvoll mit abscheulicher, unanalysierter, entoerberlinisierter Wut. Äußerlich ein ruhiges, nachdenkliches Kind, mitteilksam und heiter, aber man kratze an der russischen Oberfläche, und schon bricht ein Dutzend Tataren hervor, man drücke mir eine Heugabel in die Hand, und schon stürme ich auf den Feind im Heuhaufen los, scheuche ihn wie ein Schäferhund heraus und reiße ihn mit den Zähnen in Stücke. Wehe, jemand beleidigt meinen Aufziehhahn! Die Folge: Wut, Erregung, Gewalt und Liebe. «Kleiner Sohn, in ein paar Tagen sehen wir uns schon wieder», schreibt mein Vater, und das ist wahrer und trauriger als alles andere in meinem Leben. Warum erst in ein paar Tagen? *Warum nicht jetzt sofort?* Mein Vater. Meine Heimatstadt. Mein Leningrad. Die Tschesmensker Kirche. Der Countdown läuft

schon. Jeder Moment, jeder Meter Abstand zwischen uns ist unerträglich.



Es ist 1999. Drei Jahre nach meiner Panikattacke im Strand Book Annex. Zum ersten Mal seit zwanzig Jahren bin ich wieder in meinem Petersburg, ehemals Leningrad, ehemals Petrograd. Ich bin siebenundzwanzig. In ungefähr acht Monaten werde ich einen Buchvertrag für einen Roman unterzeichnen, der nicht mehr *Die Pyramiden von Prag* heißt.

Aber das weiß ich noch nicht. Ich gehe immer noch davon aus, dass alles, was ich anpacke, zum Scheitern verurteilt ist. Im Jahr 1999 schreibe ich Bittbriefe für eine Wohltätigkeitsorganisation auf der Lower East Side, und die Frau, mit der ich schlafe, hat einen Freund, der nicht mit ihr schläft. Ich bin nach Sankt Petersburg zurückgekehrt, um mich vom Nabokov'schen Strom der Erinnerung mitreißen zu lassen – Erinnerungen an ein Land, das nicht mehr existiert; ich will unbedingt wissen, ob die Metro immer noch so tröstlich nach Gummi, Elektrizität und ungewaschener Menschheit riecht wie damals. Meine Heimkehr fällt in die letzten Zuckungen der Jelzin-Ära im Wilden Osten, als die Alkoholexzesse des Präsidenten und spektakuläre Gewalttaten in den Städten um die Schlagzeilen kämpfen. Es handelt sich mittlerweile dem Aussehen und der politischen Stimmung nach um ein Drittweltland im freien Fall; jede Kindheitserinnerung – und es gab weitaus schlimmere Schicksale als eine Kindheit in der Sowjetunion – wird von der neuen Realität getrübt. Im Gelenk des Ziehharmonikabusses vom Flughafen in die Stadt klafft ein kindergroßes Loch. Ich weiß das, weil um ein Haar ein kleines Kind hindurchfällt, als der Bus ruckend hält. Keine Stunde nach der Landung habe

ich schon eine Metapher für meinen gesamten Besuch gefunden.

Am vierten Tag meiner Rückkehr erfahre ich, dass mein Ausreisevisum – Ausländer brauchen in Russland je ein Visum, um ins Land rein und um *wieder raus* zu kommen – ohne einen bestimmten Stempel ungültig ist. Ein gutes Drittel meines Heimatbesuchs verbringe ich mit der Jagd nach dem Gültigkeitsstempel. Auf dem *Moskowskaja Ploschtschad*, dem Moskauer Platz, mitten in dem Viertel, in dem ich aufgewachsen bin, werde ich von den gewaltigen Gebäuden der Stalin-Ära umzingelt. Ich bin mit der Vertreterin einer dubiosen Visumsagentur verabredet. Sie soll mir helfen, einen Hotelangestellten mit tausend Rubeln (damals etwa fünfunddreißig Dollar) zu bestechen, damit mein Visum vorschriftsmäßig gestempelt wird. Ich erwarte die Dame im schäbigen Foyer des Hotels Mir, dem «scheußlichsten Hotel der Welt», wie ich es ein paar Jahre später in meinem Artikel für das Reisemagazin *Travel + Leisure* nennen werde. Das Mir befindet sich, sollte ich hinzufügen, direkt bei der Tschesmensker Kirche.

Und plötzlich kriege ich keine Luft mehr.

Die Welt erstickt mich, das Land erstickt mich, der Pelzkragen meines Mantels drückt mir in mörderischer Absicht die Kehle zu. Statt «Ginger Ale im Schädel» wie bei Tony Soprano explodieren in mir Selters und Rum. Auf wackligen Beinen wanke ich zu einem neuen McDonald's am nahegelegenen Platz, der nach wie vor von Lenins Statue gekrönt wird. Hier, zu Lenins Füßen, habe ich früher mit meinem Vater Verstecken gespielt. Im McDonald's suche ich Zuflucht in der vertrauten fleischigen Midwest-Atmosphäre. *Wenn ich Amerikaner bin – sprich unbesiegbar –, dann lass mich bitte jetzt unbesiegbar sein! Mach, dass die Panik aufhört, Ronald McDonald. Bring mich wieder zur Vernunft.* Aber die Realität

entgleitet mir weiter, während ich den Kopf auf einen kalten Fastfood-Tisch lege und um mich herum schwächliche Drittweltkinder mit Partyhütchen einen Wendepunkt im Leben des kleinen Sascha oder der kleinen Mascha feiern.

2003 habe ich im *New Yorker* darüber geschrieben und vermutet: «Meine Panik[attaque] war ein Ableger der Angst meiner Eltern zwanzig Jahre zuvor: der Angst, die Ausreise verweigert zu bekommen und ein sogenannter *Verbotnik* zu werden, wie man es damals nannte (wer mit dieser Bezeichnung gebrandmarkt wurde, durfte im ewigen Fegefeuer staatlich verordneter Arbeitslosigkeit vor sich hin schmoren). Ein Teil von mir glaubte tatsächlich, dass ich Russland nicht würde verlassen dürfen. Dass *dies* – ein endloser Betonplatz mit lauter unglücklichen, aggressiven Menschen in grauenhaften Lederjacken – den Rest meines Lebens darstellte.»

Aber so war es nicht, das weiß ich heute. Es ging weder um den Visumsstempel noch um die Bestechung oder den Verbotnik-Status, um nichts dergleichen.

Denn während sich die Welt im McDonald's um mich dreht, versuche ich nur an eines *nicht* zu denken, nämlich an die Tschesmensker Kirche ganz in der Nähe. An die «irre Ansammlung zuckergussüberzogener Türmchen und Zinnen». Ich versuche, nicht wieder zum Fünfjährigen zu werden. Aber warum eigentlich nicht? Schaut uns an, mich und meinen Papa! Wir haben zwischen den Kirchturmspitzen etwas in die Luft steigen lassen. Ja, jetzt erinnere ich mich wieder. Es ist ein Spielzeughubschrauber an einer Schnur, der zwischen den Turmspitzen herumsurrt. Und jetzt steckt er fest! Der Hubschrauber klemmt zwischen den Kirchturmspitzen fest, aber wir sind trotzdem glücklich, denn wir sind gut, besser als das hier, besser als das Land um uns herum! Ich glaube, das ist der glücklichste Tag meines Lebens.

Aber warum kriege ich Panik? Wieso verschwindet hinter

meinen falschen weißen amerikanischen Zähnen eine Beruhigungspille?

Was geschah vor zweiundzwanzig Jahren bei der Tschesmenker Kirche?

Ich will nicht dorthin zurück. O nein, ganz bestimmt nicht. Was auch immer passiert ist, ich darf nicht daran denken. Wie gern wäre ich jetzt zu Hause in New York. Wie gern würde ich an meinem wackligen Flohmarktküchentisch sitzen, die amerikanischen Zähne in Mutters Einsvierzig-Kiewer-Koteletts schlagen und spüren, wie sich überall in meinem dummen kleinen Mund die widerlich buttrige Wärme ausbreitet.

Die Matrjoschka der Erinnerung fällt auseinander, und jedes Einzelteil führt zu etwas immer Kleinerem, während ich immer größer werde.

Vater.

Hubschrauber.

Kirche.

Mutter.

Pjotr Petrowitsch Hahnowitsch.

Türken am Strand.

Sowjetische Lügen.

Oberlin-Liebe.

Die Pyramiden von Prag.

Çeşme.

Das Buch.

Wieder stehe ich im Strand Book Annex auf der Fulton Street, in den Händen *Sankt Petersburg: Architektur der Zaren*, und die barocken Blautöne der Smolny-Kathedrale springen mir vom Buchdeckel entgegen. Ich schlage das Buch auf, zum ersten Mal, auf Seite neunzig. Ich blättere nochmals zu dieser Seite. Und ein weiteres Mal. Die dicke Seite wendet sich in meiner Hand.

Was geschah vor zweiundzwanzig Jahren bei der Tsches-
menser Kirche?



Nein. Vergessen wir das. Lassen wir mich erst einmal in
Manhattan, wo ich im Buchladen die Seite umblättere, un-
schuldig und naiv in meinem Büroangestelltenhemd, mit
meinem affigen Künstler-Pferdeschwanz, meinen Träumen
vom Schriftstellerdasein, meiner Liebe und Wut, die so glut-
rot in mir lodern wie eh und je. Wie schrieb mein Vater in
seiner Abenteuergeschichte:

Fortsetzung folgt – zu Hause.